

Die Vertreibung aus dem Jugendparadies

Autor(en): **Baseler, Hans Heini**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 49

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Vertreibung aus dem Jugendparadies

von Hans Heini Baseler

Nun ist der Herbst endgültig vorbei. Man braucht bloss durch das Fenster zu schauen in die verregneten und trüben Strassen. Die Bäume der Allee haben aufgehört mit ihren Farben zu glänzen, kahl und ein wenig traurig recken sie ihre nackten Arme in die Luft, als wüssten sie schon, wann der Winter mit seinem Schneegestöber und der Kälte über das Land ziehen werde. Jene Farben, die uns so froh und reich gemacht haben, sind gestorben, nur ganz wenige sind geblieben und man muss schon die Augen offenhalten, wenn man sie sehen will. Um diese Zeit feiern wir in unserer Stadt ein Fest, an welchem besonders die Jugend auf ihre Rechnung kommt. Für die Kinder ist es der grösste Festtag, wenn am Sabinentag das Glöcklein von Sankt Martin verkündet, dass sich nun die bunten Karussells zu drehen beginnen, die Orchestrions zu dudeln anfangen und von den Lebkuchenständen ein süsser Duft emporsteigt. Nun will ich aber erzählen, was sich dieses Jahr während des Festes zugetragen hat. Denken Sie sich, ich sah den alten Orgelimann wieder, den ich längst tot glaubte, vergnüglich quitschte seine Drehorgel an einer Strassenecke unweit des Festplatzes eine alte, längst vergessene Schlagmelodie, eine Melodie, welche mich an jene Zeit erinnerte, da ich selbst noch Karussell gefahren bin. Das alte Lied klang an mein Ohr vom armen, dummen Augustin und immer noch hat die Walze irgend an einer Stelle ein paar Zähne verloren, dass die Musik schnaufend aussetzen muss und das Wumtata der Begleitung allein weiter pölkert. Noch immer steht die Orgel auf dem hochrädigen Kinderwagengestell, das Wachstum darüber, denn es regnete ein bisschen und die Lyra mit der abgeblättern Oelfarbe hellblau, elfenbein, fleischrot auf Holz gemalt, sah aus wie damals. Ein bisschen Goldbronze schnörkelt einen Kranz darum und hob für mich als Kind den Kasten in eine höhere Welt, den der Kunst. Hinter Lyra, Holzkasten und Wachstum sehe ich wieder die riesige Hand hervorkommen, das einzige, was gross ist an diesem Orgelimann, sie verschwindet und kommt wieder zum Vorschein und dreht das Lied vom armen dummen Augustin mit dem Wumtata. Der Arm, der zu der Hand gehört, wächst dem kleinen Mann übergross aus der Schulter heraus, auch er dreht sich, als sei er die Speiche, die dieses Leben in Schwung hält, hinter der Orgel im Kreise, im Kreise, im Kreise, o, mein lieber, armer, dummer Augustin, wumtata. Sein Gesicht scheint verzückt zu sein von der Musik und den Kopf hat er leicht in den Nacken gelegt, Regentropfen peitschen ihm ins knorrigte Antlitz, als nässten Schaumspritzer einer Brandung das Gesicht eines Seemannes, der auf weiten Meeren fährt, einem grossen freien, niemals Besiegten. Und richtig, jetzt orgelt sein Kasten das Lied vom fernen Matrosen und seinem Liebchen, das heisse Tränen um den Verlorengeglaubten weint, der es tröstet mit den Worten: Ahoi, bald sind wir wieder da, oder wie es heisst, der Orgelimann muss den Text besser kennen. Genau wie damals, als ich noch ein kleines Kind war — dieser Orgelimann war damals schon alt, wie alt muss er wohl jetzt erst sein — treten ab und zu Leute an den Kasten heran und legen einige Rappen auf das nasse, glänzende Wachstum, und gehen dann wieder ihres Weges weiter. Jedesmal zieht er mit seiner freien linken Hand seine blaue Kapitänsmütze vom Kopf und grüsst devot, sind es aber Kinder, die sich an seinem Zauberkasten emporrecken, bis ihr Gesichtchen vor dem seinen schwebt, dann steht er so überlegen da, als sende er seine Musik direkt vom Himmel zu ihnen herunter und kommen Mädchen vorbei, so presst er seine Augen zusammen, nickt und sie lachen, wiegen sich in den

Hüften und nicken wieder. O, ich sehe wohl, er hat an unserer Hausecke neue Freuden gewonnen, nachdem er jahrelang nicht mehr hier gewesen ist, und das hat natürlich seinen Grund. Es passierte ihm nämlich ein Unglück.

Noch sehe ich deutlich Tante Barbara die hölzerne Treppe emporstürmen, als hätte sich alles erst gestern zugetragen. Atemlos, empört kam sie dahergebraust, ihr Rock schien vor Zorn zu knistern und hochrot glänzte ihr Gesicht. Es war auch entsetzlich — wenigstens damals für mich als Kind — ein Mensch mit so reinen, blauen Augen, der so himmlische Musik machen konnte — ein Mensch, der hier in unserer Stadt grossen und kleinen Bürgern Freude machte — unser Orgelimann war besoffen, sinnlos besoffen. In der Gartenwirtschaft unten an der Strasse sass er an dem Tischchen, das dem Trottoir am nächsten stand, so dass ihn alle sehen konnten, dass er betrunken und nicht mehr bei Verstand war, ja, er erlaubte sich sogar mit wüster heiserer Stimme zu singen, zu singen, das Wort ist zu vornehm für ein solches Gegröhle. Nachdem er wieder einmal dort in der Gartenwirtschaft gegessen hatte — ich entsinne mich, es war ein sonniger Tag des Altweibersommers und man ging ohne Mantel durch die Strasse — hatte er sich betrunken. Tante Barbara fand das unerhört, mit den Batzen, die sie ihm gegeben habe, geude nun dieser Mensch. Tante Barbara forderte alle auf, in ihre Empörung einzustimmen, als sie das auch von mir verlangte, wagte ich zu sagen: «Warum soll der arme Kerl nicht auch einmal gut und lustig leben?» Sprachlos, mit weit offenem Munde, hässlich wie nie sonst, stand Tante Barbara drohend vor mir, aber ich kleiner Knirps liess mich nicht einschüchtern, wiewohl ich ein klein wenig vor ihr zitterte. Das war nicht lustig leben, so dachte wohl Barbara und sie konnte ihm den wilden Rausch nicht gestatten.

Tante Barbara hatte dafür gesorgt, dass es sofort die ganze Strasse und damit die halbe Stadt dieser wohlstandigen und gesitteten Bürger wussten, dass der Orgelimann sein erbetteltes Geld verfrank. Noch einmal drehte er drunten seine Orgel vor unserm Haus am andern Tage, das Lied vom armen, dummen Augustin und dem fernen Matrosen, wumtata, wumtata, aber keine Hand der Vorübergehenden regte sich und legte ihm einen Fünfer in die Zigarrensachtel auf dem Wachstum. Alle diese guten Bürger wussten, dass er ein Trunkenbold sei und ihre Almosen verprasse. Da brachte ich ihm, als könnte ich mich damit vor unserer ganzen Wohlgesonnenheit loskaufen, soviel, als er etwa an einem Tage verdient haben mochte, mein ganzes Sparkässchen schüttete ich ihm in die Zigarrensachtel und er verbeugte sich mit einer höflichen Grandezza — sicherlich aber hat er das Unausgesprochene begriffen, denn er sah mich mit seinen unwahrscheinlich blauen und klaren Augen an, die genau wussten, was wir alle auch wussten. Gesagt habe ich damals nichts — traurig sah ich ihm nach, wie er seinen Kasten auf dem hochrädigen Kinderwagen die Strasse hinunterschob, gleichsam meine Jugend mit davonführend, denn so oft er in meinen Kindheitstagen zum Jahrmart erschienen war, bedeutete er uns Kleinen Freude und Kunstgenuss, den mir Tante Barbara nun genommen hatte.

Nach Jahren steht er jetzt wieder da, dreht mit seiner riesigen Hand die Kurbel seines Leierkastens, der genau so herrlich oder genau so schrecklich, wie damals die Chansons herunterorgelt, immer mit den Pausen Wumtata, wumtata — eine Erinnerung an mein Kinderparadies aus dem Tante Barbara den Sündigen vertrieben hatte.